Mit profitemm Prüf
J. A.

VBA 7156

EVANGELISCHE
KIRCHENZEITUNG

KIRCHE IN DER ZEIT

DUSSELDORF · MAI 1961

JAHRGANG XVI · HEFT 5

KARL BARTH ZUM 75. GEBURTSTAG AM 10. MAI 1961

Eine Rundfunkrede von Hermann Diem (Tübingen)

Als vor einiger Zeit der Friedenspreis des deutschen Buchhandels dem Basler Philosophen Karl Jaspers verliehen wurde, war man erstaunt, hinterher zu hören, daß der Preis ursprünglich dem Basler Theologen Karl Barth zugeordnet war, die Verleihung aber unterblieb, da befürchtet wurde, seine Festrede könnte politisch unliebsame Äußerungen enthalten. Zwar steht Barth nicht auf jener berühmten Liste der politisch Verdächtigen in der Bundesrepublik, weil diese bis jetzt noch nicht auf die geistige Prominenz des Auslandes ausgedehnt wurde. Dagegen taucht sein Name bereits in den Niederungen des beginnenden Wahlkampfes auf als einer der Hauptschuldigen an der „politischen Verderbnis der Kirche“, die „dem Kommunismus Tür und Tor öffnen wollen“.

Karl Barth hat es nicht nötig, gegen eine solche Behandlung in Schutz genommen zu werden. Wir haben aber allen Grund, daran zu erinnern, was die Kirche in der ganzen Welt, insbesondere aber die Kirche in Deutschland und mit ihr das ganze deutsche Volk, ihm zu danken haben.

Es war die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, als der damalige Pfarrer von Safenwil im Aargau mit seinem „Römerbrief“ das große Aufsehen erregte. Neben allem anderen, was damals zusammenbrach, ging für die Kirche und ihre Theologie ein Zeitalter zu Ende, in welchem das Bündnis von Thron und Altar die Stabilität von Staat und Gesellschaft für die meisten immer noch zu garantieren schien. In dem Bemühen der Kirche, aus diesem Zusammenbruch zu retten, was für sie noch zu retten war, bahnte sich aber bereits jenes neue Bündnis der Kirche mit dem „christlichen Abendland“ an, das es ihr so schwer machte, sich in der Weimarer Republik zurechtzufinden und sie dann später ungewollt zu einem der Schrittmacher des Nationalsozialismus werden ließ.

In diese Auseinandersetzung trat Barth nicht in der Weise ein, daß er in die allgemeine Kritik an der Kirche mit eingestimmt und damit Beteiligte und Unbeteiligte ermuntert hätte, ihre Ressentiments gegen Kirche und Theologie loszuwerden, so wie das heute bei uns Mode geworden ist. Er setzte nicht bei den Randerscheinungen des kirchlichen Lebens ein, sondern bei dessen Zentrum, bei der Predigt. Und auch hier ging es ihm nicht um die Frage: „Wie sage ich es meinem Kinde?“, welche auch heute die kirchlichen Praktiker wieder so sehr bewegt, als ob das, was die Kirche zu sagen hat, fraglos sicher und selbstverständlich in Ordnung wäre. Wenn Barth heute so gerne von der *Menschlichkeit* Gottes redet, so ging es ihm damals zunächst um die *Göttlichkeit* Gottes.

Er fragte: Wie komme ich als Pfarrer dazu, vor die anderen Menschen hinzutreten, die Bibel aufzuschlagen und ihre Worte weiterzuverkündigen mit dem Anspruch und der Erwartung, daß damit Gott selbst zu uns Menschen reden will? Von dieser Frage sah er seine Umwelt in Theologie und Kirche merkwürdigerweise kaum bewegt, weil sie diese Frage längst hinter sich zu haben meinte. Wer staunte denn noch darüber, daß Gott sich mit dem Menschen überhaupt eingelassen hat? Und zwar mit *diesem* Menschen, der eben wieder einmal seinen großen babylonischen Turm bauen wollen, wobei die Kirche kräftig mitgebaut hatte, und dabei im Chaos endigte? Sören Kierkegaard, den man nicht von ungefähr gerade damals wieder entdeckte, hatte es einst als einsamer Rufer in der Wüste so ausgedrückt: „Gott ist Mensch geworden, und nun hat die Christenheit das frech umgedreht und spielt gegen Gott die Verwandtschaft aus. Es ist, als sei Gott in Verlegenheit gekommen; es ist, als habe der Kluge recht, wenn er zu Gott sagte: Du bist selbst schuld daran, warum hast du dich so weit mit dem Menschen eingelassen! Es wäre doch niemals einem Menschen eingefallen, nie in eines Menschen Herz gekommen, daß diese Gleichheit zwischen Gott und Menschen sein sollte. Du selbst warst es, der es verkündigen ließ, nun erntest du die Frucht.“

Barth führte aber nicht, wie Kierkegaard, einen Angriff gegen die Kirche und die bestehende Christenheit, sondern er blieb in der Situation des Pfarrers und Theologen, der am nächsten Sonntag wieder auf die Kanzel treten und dazu wissen muß, was er zu sagen hat. Dazu mußte er die Bibel immer wieder neu und besser zu verstehen suchen, wohl mit dem ganzen Rüstzeug des gelehrten Theologen, aber zugleich mit der brennenden Frage, was der Text dem Menschen heute und hier zu sagen hat. So entstand die Auslegung des „Römerbriefes“, die besonders in ihrer 2. Auflage von 1921 nicht nur in allen Lagern von Theologie und Kirche in Widerspruch und Zustimmung größtes Aufsehen erregte, sondern darüber hinaus zu einem geistesgeschichtlichen Ereignis wurde.

Und was war das Aufregende an diesem Buch? Man kann es vielleicht so sagen: Die Botschaft der Bibel verschaffte sich selbst wieder Respekt und Distanz gegenüber ihren frommen wie ihren gottlosen Hörern und zwang beide zum Aufmerken. Diese Botschaft konnte man nicht mehr zu einer Sicherung und Überhöhung der bürgerlichen Moral verharmlosen; hier wurde es ernst mit der Rechtfertigung, nicht des frommen, sondern des gottlosen Menschen; und

alle mit dem Anspruch der „Christlichkeit“ auftretenden Fronten in Kirche, Staat und Gesellschaft mußten abgebaut werden. Der Gott, der hier zum Reden kam, ließ sich weder als Lückenbüßer noch als der krönende Schlußstein in irgend ein menschliches System einfügen; und vor dem Glauben, den diese Botschaft verlangte, wurden alle psychischen Modalitäten von Religion und Frömmigkeit uninteressant.

Die damalige Wirkung des Buches, die weit über die Kreise von Theologie und Kirche hinausging, kann man sich heute nur noch schwer vorstellen. Barth selbst drückte es einmal so aus, es sei ihm gegangen wie einem Mann, der in einem dunklen Glockenturm emporstieg und dabei unversehens an das Glockenseil geriet und selbst am meisten erschrocken war, als die Glocke laut und vernehmlich anschlug. Ob dabei mehr herauskommen würde als Kierkegaards „Korrektiv“ zu der bestehenden Christenheit, als das „bißchen Zimt“ zu der Speise der Theologie, das mußte sich zeigen, als Karl Barth 1921 als Professor der Theologie nach Göttingen und später nach Münster und Bonn berufen wurde.

Aus dem theologischen Außenseiter wurde Schritt für Schritt der große Kirchenlehrer, der mit unendlichem Fleiß die ganze evangelische und auch die katholische theologische Tradition aufarbeitete und in seiner bisher auf zwölf Bände angewachsenen „Kirchlichen Dogmatik“ seine Theologie entfaltete. Er hat dabei nicht nur einen neuen Boden für die seit langem nicht mehr möglich gewesene dogmatische Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche und Theologie gelegt, sondern er hat der evangelischen Theologie auch ihren Platz in der Universitätswissenschaft zurückerobert, um den die Theologen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts so sehr besorgt waren. Aber er tat das gerade nicht so wie jene Theologen, die sich vor Vernunft und Wissenschaft rechtfertigen zu müssen meinten, und damit nur die Sache der Theologie verloren, ohne etwas dabei zu gewinnen. Barth blieb vielmehr einfach bei der theologischen Sache und der von ihr geforderten Wissenschaftlichkeit, die keinen anderen Zugang zu Gott kennt als den, den er uns selbst in Jesus Christus eröffnet hat. Und zu diesem wiederum gibt es keinen anderen Zugang als durch sein von der Kirche auf Grund der Heiligen Schrift verkündigtes Wort. Indem er dieses für die Theologie scheinbar Selbstverständliche und doch immer wieder neu von ihr zu Durchdenkende quer durch alle theologischen Fronten hindurch zur Geltung brachte, hat er der Theologie auch wieder den ihr gebührenden Respekt innerhalb der Wissenschaft erworben. Daß seine Dogmatik trotz ihrer Breite und der Fülle ihrer Gelehrsamkeit eines der menschlichsten und im besten Sinn erbauendsten theologischen Bücher und er selbst darüber einer der menschlichsten Menschen wurde, gehört mit dazu. Und nicht zuletzt gehört dazu, daß er nicht nur selbst die Schönheit der Theologie wieder entdeckte, sondern auch weit über den Kreis der Fachtheologen hinaus wieder Lust und Liebe zum theologischen Denken geweckt hat. Daß die theologische Arbeit darin ihre Schönheit und ihre Würde hat, daß der Mensch von Gott selbst gewürdigt ist, dessen Weg in die Welt hinein mitzugehen, das haben wir bei ihm wieder gelernt.

Wer Karl Barth von seinem „Römerbrief“ her nur in der „Prophetengebärde“ kannte und von ihm so etwas wie eine „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern“ erwartete, konnte ihn besorgt oder sogar enttäuscht im

Studierzimmer des Theologieprofessors verschwinden sehen. Daß dazu kein Grund vorhanden war, zeigte sich 1933, als der Einbruch der „Deutschen Christen“ in die Kirche erfolgte, und plötzlich alles höchst aktuell wurde, was Barth gearbeitet hatte. Es brauchte gar nicht erst vom theologischen auf das politische Gebiet hinüberzuwechseln, um hier zu widerstehen. Durch seinen berühmt gewordenen Aufruf an die Theologen, in diesem Hexensabbat weiterzuarbeiten, „als ob nichts geschehen wäre“, schaffte er Klarheit in der völlig verwirrten Kirche, die dem neuen deutschen Baalskult zunächst hilflos gegenüberstand. Seine Theologie wurde das Rückgrat für den Widerstand der Bekennenden Kirche und weithin auch für den politischen Widerstand gegen die Herrschaft der Unmenschen. Das kostete ihn seine Professur in Bonn. Er wurde abgesetzt und mußte seine Tätigkeit in Basel fortsetzen. Sie ging auch dort nicht nur theologisch, sondern eben damit zugleich auch politisch weiter. So sehr er den Kampf gegen das NS-Regime in Deutschland mit allem Nachdruck unterstützte, ist er doch auch darin seiner Theologie treugeblieben, daß er das westliche Ausland unermüdlich davor warnte, den Krieg gegen Hitlerdeutschland als einen Kreuzzug für das „christliche Abendland“ zu führen, auch wenn er dafür wenig Verständnis und Gehör fand. Und nach dem Zusammenbruch 1945 konnte ein ausländischer Kirchenführer mit Recht von ihm sagen, daß er „der beste Freund Deutschlands und einer seiner stärksten Aktivposten im Ausland war“.

Das deutsche Volk hat ihm das allerdings schlecht gelohnt. Die deutsche Kirche, die aus dem Kirchenkampf wenig gelernt hat und nach 1945 dort weitermachen zu können meinte, wo sie 1933 aufhören mußte, konnte den unbequemen Mahner nicht ertragen, der von ihr erwartete, daß sie sich jetzt für das Leuchten des Evangeliums auf den „Beweis des Geistes und der Kraft“ verlassen soll und nicht auf die wiedergewonnene Gunst der plötzlich so christlich gewordenen Gesellschaft des Westens und die von ihr der Kirche so freigebig gewährten Rechte und Privilegien. Als der Kreuzzug des Westens nun fortgeführt werden sollte als Kampf des „christlichen Abendlandes“ gegen den gottlosen Osten unter der Parole: „freie oder versklavte Welt“, da hat es Karl Barth auf der Weltkirchenkonferenz in Amsterdam 1948 noch einmal verhindern können, daß die Kirchen der Welt einfach in die antibolschewistische politische Front einschwenkten, um diese christlich zu sanktionieren. Aber in Deutschland, wo man es noch am ehesten hätte verstehen müssen, daß Christus nicht gegen die gottlosen Marxisten, sondern für uns alle gestorben ist, hat man das am allerwenigsten begriffen.

Inzwischen arbeitet Barth in Basel gelassen weiter an seiner Dogmatik. Und was er einst im Vorwort zum Römerbrief schrieb: „Dieses Buch kann warten“, gilt auch für sein ganzes Lebenswerk. Er ist freilich inzwischen Ehrendoktor vieler theologischer, philosophischer und juristischer Fakultäten geworden. Seine Bücher sind in viele Sprachen übersetzt und werden in der ganzen Welt gelesen. Aber der Mann, von dem viele sagen, er sei als Prediger noch größer denn als Dogmatiker, predigt seit Jahren nicht mehr im Basler Münster, sondern nur noch vor den Gefangenen in der Basler Strafanstalt. Das ist vielleicht das deutlichste Zeichen dafür, wie für Karl Barth die Göttlichkeit Gottes mit dessen Menschlichkeit und herzlicher Barmherzigkeit zusammenfällt.

Mensch sein heißt, um Jesu willen sein Haupt erheben dürfen, sich um Jesu willen vor dem Verlorengehen im Nichts nicht fürchten müssen. Mensch sein heißt: um Jesu willen gehalten sein von Gottes Barmherzigkeit und um Jesu willen sich halten an seine Gerechtigkeit. Ein Mensch ist von Jesus her ein Bewahrter und nun doch selbst ein Bewahrer: denn in dem er behütet ist, ist es ihm aufgegeben, selber ein Hüter zu sein. Indem ihm geholfen wird, wird auch er selber zum Helfer eingesetzt; und indem er im Lichte der Offenbarung ist, kann es nicht anders sein, als daß er so oder so selber Licht wird. Das ist die Geschichte der menschlichen Existenz als solcher und im Allgemeinen. Sie ist keine selbständige Geschichte. Sie folgt auf die Geschichte des Menschen Jesus. (Karl Barth)